

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 7 (1903-1904)
Heft: 10

Artikel: Irrwege des Schicksals : Erzählung aus der Zeit der französischen Revolution
Autor: Schwab, Rud.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666146>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

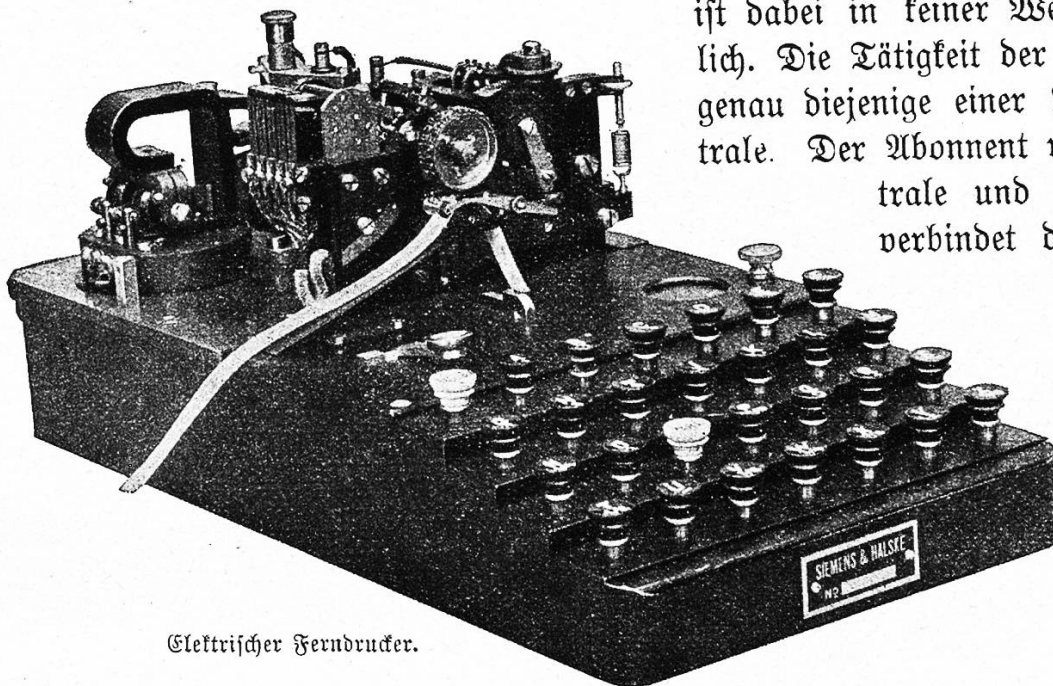
Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

empfangen können auf dem eigenen Telegraphenapparat. Auf der Grundlage eines vom Reichspostamt mit der Gesellschaft „Elektrischer Ferndrucker“ abgeschlossenen Vertrages mit Zustimmung der städtischen Behörden, ist in Berlin eine Zentralstation geschaffen worden, welche es den bei ihr abonnierten Stellen ermöglicht, nicht nur mit dem Haupttelegraphenamt, sondern auch mit andern Abonnenten in Einzelverbindung und schriftliche Korrespondenz zu treten mit Hilfe der einer Schreibmaschine ähnelnden Telegraphenapparate. Hierdurch erhält Berlin ein Verkehrsmittel, welches bisher noch nirgends eingeführt ist. An Stelle der mündlichen Mitteilung tritt dabei die schriftliche Fixierung auf einem Telegrammstreifen, wodurch jeder Irrtum und jedes Mißverständnis ausgeschlossen wird. Mitwirkung oder auch nur Anwesenheit des Empfängers

ist dabei in keiner Weise erforderlich. Die Tätigkeit der Zentrale ist genau diejenige einer Telephonzentrale. Der Abonnent ruft die Zentrale und die Zentrale verbindet den rufenden

Abonnenten mit dieser Stelle. Darüber hinaus kann aber, zunächst jedoch nur auf Grund vorgängiger



Elektrischer Ferndrucker.

vereinbarung mit der Gesellschaft, jeder Abonnent auch mit einer unbeschränkten Anzahl von anderen Abonnenten gleichzeitig verkehren (Gruppen-telegramme von der Börse, Wolffs Telegraphenbureau u. s. w.). Die Apparate, außerordentlich zierlich und handlich, haben eine Schreibmaschinen-Klavatur, — wie in der Abbildung ersichtlich — klar und deutlich ist die Schrift, und die Bedienung so leicht, daß sich das neue Verkehrsmittel bald in jedem größeren Geschäft einbürgern wird, umsomehr, als die Einrichtung nicht teuer ist.

Bruno S. Bürgel.

Irrwege des Schicksals.

Erzählung aus der Zeit der französischen Revolution. Von Rud. Schwab, Le Voele.

Im Schlosse Villemareuil herrschte wilde Aufregung. Alles Silberzeug und andere Kostbarkeiten wurden in größter Eile verpackt und in eine im Schloßhofe unten wartende zweispännige Reisefutsche gebracht.

Die Ursache dieser Aufregung war die eben eingelangte Kunde vom Herannahen bewaffneter Bauern, die das Schloß zu plündern beabsichtigten.

Man war im Juli des schicksalschweren Jahres 1789. Schon waren hier und dort im Dauphiné die Bauern aufgestanden, hatten die Schlösser gestürmt, die Bewohner ermordet und die Feudalurkunden, die ihre Schmach und Unterwürfigkeit rechtlich oder widerrechtlich bezeugten, verbrannt. Nun schien die Reihe an Villemareuil zu kommen.

Die Schloßherrin, die verwitwete Marquise von Villemareuil, war bei ihren Bauern bitter verhaßt. Sie war eine stolze, in den übertriebensten Standesvorurteilen befangene Frau, eine vollendete Repräsentantin der damaligen französischen Aristokratie, die für sich alle Rechte in Anspruch nahm, die Pflicht dagegen den einfachen Staubgebornen auferlegte. Menschenwürde und allgemeine Menschenrechte waren für diese Frau ein unbekannter Begriff. Ihre Verwalter bedrückten die armen Bauern auf arge Weise und nötigten ihnen so viele Steuern und Abgaben ab, daß diesen Leuten kaum das Allernotwendigste blieb, um ein äußerst kärgliches Dasein zu fristen. Alle Klagen verhallten ungehört. Die Marquise hatte einen solchen Abscheu vor diesen „elenden Bauern“, daß sie es unter ihrer Würde gehalten hatte, persönlich mit ihnen zu verkehren und ihre Gesuche und Bitten selbst anzuhören. So wurden solche Bittsteller, die nur in der allerhöchsten Not und Bedrängnis sich herbeiwagten, von Bedienten empfangen und gewöhnlich mit Spott und Hohn, wie Hunde, davon gejagt. Kein Wunder, wenn nach langer Unterdrückung und Knechtung beim gemeinen Mann der Groll und der Haß sich anhäufte und zwar in solchem Maße, daß jeden Augenblick ein fürchterlicher Ausbruch der lange niedergehaltenen dunkeln Leidenschaften zu befürchten war. Der Bauer, der noch eben demütig sich bückte zum Zeichen der Ergebung, wenn die Herrin oder deren Bedienten an ihm vorübergingen, ballte gleich hinter ihrem Rücken die Faust und murmelte Verwünschungen zwischen den Zähnen.

An allen Anzeichen des nahenden Sturmes ging die Marquise von Villemareuil wie von Blindheit geschlagen vorbei; daß in dem scheu gesenkten Kopf des Bauern noch etwas anderes sein könnte, als nur der stumpfsinnige Gehorsam des gezähmten Haustieres, schien ihr unmöglich.

Sie hatte zwei Töchter. Die jüngere, vierzehnjährig, erhielt noch Unterricht vom Hauslehrer, Monsieur Charles Cartret, einem jungen intelligenten Menschen, aus Genf. Die ältere, Eveline, war achtzehn Jahre alt, eine schöne, schlankgewachsene, vornehme Erscheinung, die braunen Augen hatten einen milden Glanz und befundeten gleich, daß ihr Charakter von demjenigen der Mutter sehr verschieden sein mußte. Und wirklich hatte sie auch eine herrliche Eigenschaft, die jener völlig fremd war, eine tiefe Herzensgüte, die wohlthuend auf die Armen und Bedrückten wirkte. Die Härte und der Stolz ihrer Mutter gegen die Untergebenen betrübten sie sehr und waren die Ursache einer allmählichen Entfremdung zwischen ihnen. Wenn sie es auch nicht wagte, der Mar-

quise Vorstellungen zu machen, so suchte sie im Verborgenen die Not der Armen, soweit es ihre Mittel erlaubten, zu lindern. Manche finstere, rauchgeschwärzte Bauernhütte erhielt ihre Besuche und wurde auf Augenblicke von der Güte und Mildtätigkeit der „Mademoiselle“ Eveline wie von einem plötzlich hereindringenden Sonnenstrahl erhellt. Aber alle ihre Wohltaten vermochten nicht gutzumachen, was ihre Mutter verbrochen und konnten den immer mächtiger werdenden Strom elementarer Volkswut nicht hemmen, der endlich seine hochgehenden Wogen Villemareuil zuwälzte.

Der Marquise hatten schließlich die Vorgänge in der nächsten Umgebung die Augen geöffnet. Am Morgen des verhängnisvollen Tages entschloß sie sich plötzlich zur Flucht nach Paris. Alle Dienstboten wurden entlassen, außer Jean, dem Kutscher. Schnell wurden die Vorbereitungen zur Abreise getroffen, konnten aber nicht halb zu Ende geführt werden, da man plötzlich vom Schloßturme aus in der Ferne bewaffnete Haufen gegen Villemareuil heranrücken sah.

Zitternd vor Angst, mußten die Marquise und ihre Töchter von Monsieur Charles, dem Hauslehrer, der seine Kaltblütigkeit bewahrt hatte, fast gewaltsam in die Kutsche gehoben werden. Die stolze Frau war von ihrer gewohnten kalten Würde und Arroganz angeichts der drohenden Gefahr kläglich im Stiche gelassen worden.

Ein Wink von Monsieur Charles — und wild stürzten die feurigen Pferde vorwärts, von Jean, dem Kutscher, in rasenden Galopp gepeitscht.

Paris war das Reiseziel; dort wähnte die Marquise in Sicherheit zu sein. Die Unglückliche ahnte nicht, daß sie einer Gefahr, der sie hier zu entrinnen glaubte, dort um so sicherer in die Arme lief.

Mehr als drei Jahre waren verflossen. Die Verhältnisse in Frankreich hatten einen raschen, unabwendbaren Gang genommen. Wie trunken von den neuen Ideen von der Gleichberechtigung aller Menschen machten sich die Revolutionsmänner mit unerbittlicher Konsequenz an eine förmliche Nivellierungsarbeit der menschlichen Gesellschaft.

Am Nachmittage des 21. Januar 1793, des denkwürdigen Tages, da Ludwig XVI., ein Opfer der Fehler seiner Ahnen, zum Tode geführt werden sollte, saßen die Marquise von Villemareuil und ihre Töchter in einem geräumigen, komfortabel ausgestatteten Zimmer eines alten, wappengeschmückten Hauses der Rue Saint Honoré. „Ach Gott!“ stöhnte die alternde Dame immer wieder, in hochgradiger Empörung; sie konnte es nicht fassen, das Unglaubliche. „Wie ist es möglich, daß diese Kanaille sich an die heilige Person unseres Königs hat heranwagen dürfen! Daß da des Himmels Strafgericht die Freveler nicht niedergeschmettert hat! Unser lieber König auf dem Schaffot! Ach Gott! wie entsetzlich!“

In diesem Augenblick trat Monsieur Charles ins Zimmer. Wild erregt fuhr die Marquise auf und schrie ihm entgegen: „Da sehen Sie nun, wie weit

es das Gelichter, mit dem Sie so sympathisieren, in seiner Schändlichkeit treibt! Was sagen Sie denn dazu?"

Der so Empfangene, ein junger Mann mit lebhaften, intelligenten Gesichtszügen zuckte zusammen bei der ungestümen Anrede und errötete leicht, als er die Augen der drei Personen auf sich gerichtet sah.

„Erlauben Sie, Frau Marquise,“ antwortete er ruhig, indem er sich leicht verbeugte gegen die Damen, „gewiß sind die Leute, die Sie als Gelichter zu bezeichnen so gnädig waren, zu weit gegangen, als sie es sich einfallen ließen, über den König zu Gericht zu sitzen. Daria bin auch ich nicht mit ihnen einverstanden. Doch dürfen Sie diesen Fehler nicht zu streng beurteilen. Vergessen Sie niemals, daß diese Leute, die nun alles Bestehende umstürzen möchten, eben aus jenen Volksschichten stammen, die Ihre privilegierte Menschenklasse in jahrhundertlanger Erniedrigung hat seufzen lassen. Jetzt haben Sie endlich begreifen lernen, daß alle Menschen gleichberechtigt sind, und es folglich eine Usurpation ist, wenn einige Wenige sich das Recht anmaßen, über die große Masse des Volkes zu regieren. Es ist kein Wunder also, wenn nun die schon lange gährende Erbitterung endlich zum Ausbruch gekommen ist und sich gegen das in langem Zeitlaufe gereifte politische System gerichtet hat.“ — Achselzuckend und höhnisch lächelnd rief Frau von Villemareuil: „Kommen Sie mir nicht wieder mit solchem Gerede! Das sind die Ideen, die Ihr werter Rousseau in die Welt geworfen hat. Ein sauberer Patron, dieser Mensch! Schreibt ein Buch über Kindererziehung und bringt seine eigenen Kinder ins Findelhaus!“

„Leider ist das ein dunkler Punkt in seiner Existenz“, erwiderte der Erzieher. „Richten wir ihn aber nicht deswegen, wissen wir ja doch nicht, was ihn zu jenem wenig ehrenhaften Schritte bewogen hat; wer weiß es? Vielleicht die Not! Nichtsdestoweniger sind die Ideen, die Rousseau verbreitet hat, ein unsterbliches Verdienst seines Feuergeistes und haben der unterdrückten Menschheit den Weg zu einer glücklicheren Zukunft gezeigt“.

„Ja, ja!“ machte sie, „wenn die Revolutionen dann allein Meister im Hause sind, so werden sie sich unter einander zerreißen, wie die Wölfe einander auffressen; man kennt das!“

„Das mag sein,“ entgegnete er, „doch werden schließlich, komme es, wie es wolle, die bessern Elemente triumphieren, um die revolutionäre Bewegung in richtige Bahnen zu bringen, das glaube ich fest. Große soziale Umwälzungen gehen leider nie ohne Gewalttaten und Irrtümer vor sich“.

Hier unterbrach die Marquise den Sprechenden heftig: Hören Sie, Monsieur Charles, Sie sind ebenfalls ein unverbesserlicher Revolutionär, das habe ich ja längst bemerkt; verstehen werden wir uns niemals. So denke ich, ist es das beste, wenn Sie mein Haus verlassen. Ich möchte denn doch nicht, daß Sie Ihre Schülerin mit Ihren gefährlichen, verrückten Ideen anstecken“.

Dem jungen Manne stieg die Bornesröte ins Gesicht und er hatte offenbar eine gereizte Antwort auf den Lippen, ein bittender Blick aus den Augen

der Mademoiselle Eveline besänftigte ihn aber rasch, und kühl sagte er zu Frau von Villemareuil, sich kurz verbeugend: „Ich werde Ihnen nicht länger zum Argerniß sein.“ Hierauf empfahl er sich den Damen und zog sich zurück.

Auf seinem Zimmer warf sich der Erzieher schwer aufseufzend in einen Stuhl.

Jetzt war es gekommen, wie er es seit langem vorausgesehen hatte, es war ja unvermeidlich. Schon oft war er ganz unbeabsichtigter Weise mit der Marquise in Streit geraten, wenn sie, wie um ihn zu ärgern, ihre althergebrachten, schroffen Ansichten äußerte. Wie hatte es ihn geschmerzt, die harte Knechtung der Bauern auf Villemareuil mitanzusehen. Er, der Sprößling einer liberalen Genferfamilie empfand jede solche Unterdrückung von Menschen als eine Schmach. Ja, er haßte schließlich die Frau, deren Ansichten so vollständig im Gegensatz zu den seinen waren. Längst hätte er seine Stelle quittiert, aber etwas hatte ihn immer noch an diese Familie geknüpft. Da war erstens die Zuneigung zu seiner Schülerin, die ihn schwärmerisch verehrte; dann waren da die schönen Augen der Mademoiselle Eveline, die ihn festgebannt hielten. Für dieses Mädchen hegte er eine heiße Liebe, die er ihr aber nie hatte gestehen dürfen; er war sich ja der Kluft, die sie beide trennte, bewußt. Er, der Sohn aus dem Volke und sie, die Tochter aus altberühmtem Adelsgeschlecht, konnten ja nimmermehr zusammenkommen. Wenn er auch nie von seiner Liebe zu ihr gesprochen, seine Augen mußten es ihr aber doch verraten haben, was er für sie fühlte. Und sie, liebte sie ihn wohl ein wenig! Sie war immer so freundlich mit ihm gewesen, doch, wie es ihm schien, eher von jener herablassenden Freundlichkeit, die sie gegen tief unter ihr Stehende anzuwenden pflegte, mehr nicht. Sie war ja eben auch Aristokratin, die ihn in ihrem Innern gering schätzen mußte. — Nun war ja das Ende da! —

Der Abschied von der Marquise war kühl verlaufen; von der Angebeteten sich zu verabschieden, war ihm schwerer geworden. Der feuchte Schimmer in ihren Augen, ihre etwas bewegte Stimme, als sie ihm Lebewohl sagte, der lange Druck ihrer Hand hatte ihn glauben lassen, daß er ihr doch vielleicht nicht ganz gleichgültig gewesen sei.

Er war gegangen. Eveline zog sich in ihr Zimmer zurück und hier brach sie in ein krampfhaftes Weinen aus. Wie hatte sie sich Gewalt antun müssen, um nicht zu schluchzen, als er ihr die Hand zum Abschied reichte. Der aufrichtige, edle junge Mann hatte sich in ihr Herz geschlichen. Eine freudlose, eintönige Jugend, verbracht an der Seite der stolzen, herzlosen Mutter, hatte ihr das sich Anschmiegen an einen edlen Charakter wie den des jungen Erziehers zu einem ersten Lebensbedürfnis gemacht. Dabei vergaß sie aber nicht, was sie ihrem Stande schuldig war. Daß ihre Liebe hoffnungslos war, mußte sie sich gleich gestehen, als sie ihre Gefühle für ihn entdeckte. Ihrer Mutter, deren Strenge sie kannte, hätte sie von solchen Gefühlen nie sprechen dürfen. Daher hieß es für sie früher schon: entsagen, kaum, daß die erste Liebe in ihrem

Herzen hatte zu keimen angefangen, eine schwer Last für so ein schwaches Mädchenherz.

Unterdessen machte die Revolution bedenkliche Fortschritte. Die Schreckenszeit kam, die Guillotine arbeitete unaufhörlich; das Land seufzte schwer unter der Tyrannei eines blutigierigen Komitees, das sich, wie zum Hohn, Wohlfahrtsausschuß nannte.

Die von Villemareuil hatten sich, um den Spähern der Machthaber zu entgehen, zu einer ehemaligen Dienerin in der Vorstadt St. Antoine geflüchtet, wo sie sich versteckt hielten. Ausgehen durften sie nicht mehr, war ja doch dieses Quartier eines der gefährlichsten, das die schlimmsten Horden der Revolution geliefert hatte.

Charles Cartret, der frühere Erzieher hatte sich während dieser Zeit ohne Beschäftigung herumgetrieben, stets darauf bedacht, einen ehrlichen Broterwerb zu finden. Seine Ersparnisse waren dabei bald erschöpft, er war zu stolz, sich auf Kosten der Nation erhalten zu lassen, wie so viele andere.

Endlich wurde ihm durch Vermittlung eines entfernten Verwandten, der mit einem der Diktatoren des Wohlfahrtsausschusses gut stand, die Stelle eines Polizeikommissärs angeboten. Also Scherge des Revolutionstribunales sollte er werden! Der Gedanke kam ihm anfänglich ungeheuerlich vor; er verabscheute ja in seinem Innersten die Gewalttaten der Schreckensherrschaft, die Blutarbeit, die man da angeblich zum bessern Wohl der Nation machte. Aber die Not zwang ihn schließlich, das für ihn wenig verlockende Angebot anzunehmen, nur bis er etwas Besseres fände, wie er dachte.

Nun war er also im Dienste der Revolution. Was würden die Damen von Villemareuil dazu sagen, wenn sie es wüßten.

Früher, als er wohl ahnte, sollten sie es wissen. Einer seiner ersten dienstlichen Aufträge bestand darin, die „citoyenne“ von Villemareuil samt ihren Töchtern zu verhaften. — Ihr Versteck war nur zu bald ausgekundschaftet worden.

Dem jungen Manne wurde schwarz vor den Augen, als er den Zettel las, der den verhängnisvollen Auftrag enthielt. Das Mädchen, das er verehrte, liebte, sollte er mit ihrer Mutter und Schwester dem Blutgerichte ausliefern, wo es keine Freisprechung gab! Er kam sich vor, wie von einem unheimlichen Traume befangen, — und doch war es wahr, die nackte, unerbittliche Wirklichkeit.

Sein erster Gedanke war, sich der Ausführung des grausamen Auftrages durch die Flucht zu entziehen. Aber nein! So wären die Armen ja ganz ihrem traurigen Schicksal preisgegeben. Wenn er dagegen selbst ihre Verhaftung vornahm, so konnte er vielleicht auf irgend eine Weise — wie, wußte er selbst noch nicht — zu ihrer Rettung beitragen.

Und so entschloß er sich denn, den schweren Gang zu machen.

Die Damen von Villemareuil saßen eben bei einem einfachen Frühstück, als ihre frühere Dienerin, jetzt ihre Gastgeberin, ins Stübchen stürzte und sie in hastig hervorgestoßenen Worten bat, sich doch um Gotteswillen sofort zu verbergen. Doch schon war es zu spät. Die zu Tode erschrockenen Frauen hatten kaum Zeit gefunden, ihre Gedanken zu sammeln, da trat der Kommissär Charles Cartret durch die Türe, seine Untergebenen, deren Waffengeklirr unheilverkündend heraufdrang, hinter sich auf der engen Treppe lassend.

„Mon sieur Charles!“ klang es vorwurfsvoll von den Lippen der Mademoiselle Eveline, die zuerst ihre Fassung wiedergewonnen hatte.

„Ah, Sie haben Karriere gemacht!“ rief voll Bitterkeit und Entrüstung die Marquise, die nun auch ihrerseits sich vom Schrecken einigermaßen erholt hatte.

Er fand zunächst keine Worte und fühlte, wie die Schamröte seine Stirne bedeckte. Ja, er schämte sich und kam sich in diesem Augenblicke so klein, so verachtungswürdig vor. Diese wehrlosen Frauen sollte er ins Gefängnis führen!

Nach längerer Pause erst fand er den Mut, ihnen zu eröffnen, daß die grausame Pflicht ihn zwingt, sie zu arretieren; dann suchte er gleich, wie um sich zu entschuldigen, ihnen begreiflich zu machen, wie nur die bittere Not ihn dazu gebracht habe, seine jetzige Stellung anzunehmen, und wie einzig die Hoffnung, sie, die er verhaften sollte, zu retten, ihn hergeführt habe.

Seine sanften, bewegten Worte versöhnten die Damen, und freundlicher gesinnt gaben sie ihm die Hand; vielleicht war dabei auch ein wenig das Schutzbedürfnis, ein sich Anklammern an den letzten Rettungsanker, was sie zu diesem Manne, den sie noch eben verachten zu müssen glaubten, hindrängte.

Nachdem er seine Gefangenen in das Gefängnis der Conciergerie gebracht hatte, galt es nun für ihn, eiligst Schritte zu ihrer Rettung zu tun. So entschloß er sich denn ohne langes Bedenken, sich durch jenen Verwandten, der ihm durch seinen Einfluß zu der Kommissärstelle verholfen, Zutritt zum Diktator Robespierre zu verschaffen, um denselben um die Freilassung der Damen von Villemareuil zu bitten. Wenn auch dieser Schritt wenig Erfolg zu versprechen schien, so hegte er doch eine leise Hoffnung, den Gewaltigen zu rühren. Daß er dabei sein eigenes Leben aufs Spiel setzte, daran dachte er kaum; war es doch während der Schreckenszeit höchst gefährlich, für einen gefangenen Aristokraten auch nur die geringste Sympathie zu bezeugen, geschweige denn erst noch Fürbitte zu tun für dessen bedrohtes Leben.

Bei Robespierre fand der Unglückliche aber kein Entgegenkommen; der unerbittliche Tyrann, der in seiner blinden Mordgier überall Verdächtige witterte, ließ auch ihn, der ja so augenscheinlich mit dieser verhassten Aristokratenbrut befreundet war, als höchst verdächtig gefangen abführen.

Da saß er nun, der andere hatte retten wollen, selbst ein Gefangener, in der Conciergerie.

Als er zum erstenmal zu den gemeinsamen Zusammenkünften der Gefangenen, welche in einem großen Gefängnisraum stattfanden, ging, da wählte

er, tiefunglückliche, vor Todesfurcht gebrochene Menschen zu finden. Aber wie war er erstaunt, als er zu seinen Unglücksgefährten trat! Was er da da sah, war so ganz anders, als er sich vorgestellt. Da fand er Leute, die sich mit ihrem Schicksal bereits abgefunden hatten; mutig in ihr Los ergeben, hatte der Tod keine Schrecken mehr für sie, und so suchten sie dann sich die wenigen Stunden, die ihnen noch auf dieser schlimmen Welt zu weilen gegeben waren, möglichst angenehm zu machen. Überall Gruppen fröhlich plaudernder und lachender Männer und Frauen. An dem einen Ende des Raumes unterhielt ein junger Vicomte, der am andern Tage den Todesgang antreten sollte, einen ganzen Kreis Zuhörer mit pikanten Anekdoten. In der Nähe spielten und zechten zwei Journalisten mit zwei Grafen aus bekannten Geschlechtern. Hier schnitt ein älterer Herr zwei jungen Damen aus fürstlichem Geblüt die Kur mit der Galanterie des Kavaliere des „Ancien régime“. Dort las ein Mädchen einem andächtig lauschenden, aus Menschen aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen zusammengesetzten Zuhörerkreis die ewig schönen Liebesverse aus Corneille's unsterblichem „Cid“.

In einer Ecke fand der junge Cartret endlich die Marquise von Villemareuil, die mit ihren Töchtern leise plauderte. Als sie den bescheiden Herantretenden bemerkte, grüßte sie ihn herzlich und wollte ihm danken, in der Meinung, er komme, ihnen einen Besuch zu machen und bringe vielleicht gute Nachrichten. Er aber sagte traurig:

„Frau Marquise, danken Sie mir nicht! Der Besuch, den ich Ihnen mache, ist der Besuch, welchen der Gefangene seinen Schicksalsgenossen macht. Da mir Ihre Rettung nicht gelungen ist, bin ich glücklich, Ihr Los teilen zu dürfen, zur Sühne dafür, daß ich es war, der Sie und Ihre Lieben verhaftet hat.“

Als Frau von Villemareuil das hörte, fuhr sie betroffen zurück. Nun war also auch der letzte Hoffnungstern verblühen. Doch, bald wieder gefaßt, drückte sie ihm tiefbewegt die Hand, vor Rührung keines Wortes mächtig. Seine ehemalige Schülerin hing sich ihm laut schluchzend an den Hals und besänftigte sich erst, als er sie liebevoll tröstete. Und aus den Augen seiner Angebeteten traf ihn ein Blick voll Liebe, Traurigkeit und Freude zugleich, der ihm nunmehr jeden Zweifel über ihre Gefühle für ihn nahm. Da konnte er sich nicht mehr bemeistern und schloß die Geliebte in seine Arme, sie küssend und streichelnd, die tränenden Augen zu ihm empor blickte. Dahin war jetzt jede Zurückhaltung, gefallen jede Schranke zwischen ihnen, angesichts des Todes, der alle Unterschiede ausgleicht. Das mußte auch die stolze Marquise fühlen; denn ohne sich bitten zu lassen, gab sie den Liebenden, die sich so spät, an der Grenze der Ewigkeit, gefunden, ihren Segen.

Noch oft kamen sie nun zusammen und genossen glückliche Augenblicke. In ernstern Gesprächen bereitete man sich aufs Jenseits vor und hoffte, sich dort, in glücklicheren Gefilden, wiederzufinden. —

Da kam der 10. Thermidor (28. Juli) 1794 und mit ihm der Sturz des blutdürstigen Robespierre. Gleich nach dem Tode des Tyrannen öffneten sich die Gefängnisse, und viele Gefangenen, die jede Hoffnung auf Rettung aufgegeben hatten, erblickten wieder das Licht der Freiheit. Unter diesen war auch Charles Cartret. Kaum hatte sich die Türe seines Kerkers geöffnet, so eilte er, die ihm so liebgewordenen Wesen aufzusuchen. Seit zwei Tagen hatte er sie nicht gesehen, und konnte sich das nicht erklären. Da mußte der Arme hören, daß die drei Unglücklichen am 9. Thermidor, einen Tag früher, als die Stunde der Befreiung für die andern schlug, plötzlich, ohne weitere Vorbereitung, den verhängnisvollen Wagen hatten besteigen müssen, der die Todgeweihten zum Schaffot zu führen pflegte. Ende.

Sprüche der Liebe.

Willst du von der Liebe
Dich geleiten lassen,
Musst dich ganz ihr geben
Und sie walten lassen.

Musst die Augen schliessen,
Musst die Hände falten,
Musst ihr fein geduldig
Gläubig stille halten.

Darfst den Mund nur brauchen,
Warmen Kuss zu tauschen,
Nur die Augen öffnen,
Blicke zu berauschen,

Nur die Hände schliessen,
Hände zart zu pressen,
Nur Bedenken hegen,
Deiner zu vergessen,

Fromme Worte sprechen,
Schmerzen zu verheilen,
Und den Fuss nur setzen,
Traulich zu verweilen.

Musst die Augen schliessen,
Musst die Hände falten,
Musst ihr fein geduldig
Gläubig stille halten.

Willst du von der Liebe
Dich beglücken lassen,
Musst dich ganz erschliessen
Und sie walten lassen.

Jacob Schaffner, Basel.

Der Perspektartigraph.

Einen sehr einfachen und dennoch außerordentlich sinnreichen Apparat, der es auch Leuten, die keine großen Zeichenkünstler sind, ermöglicht, von Landschaften, Gebäuden u. s. w. sehr genaue perspektivische Zeichnungen herzustellen, hat der in Amerika lebende Schweizer Geometer Otto Eichenberger erfunden. Dieser Apparat hat den Namen *Perspektartigraph* erhalten. Der *Perspektartigraph* besteht zunächst aus einem Zeichenbrett, das in einem Rahmen mit verstellbaren Seiten befestigt ist, so daß es horizontal liegt. Unten trägt das Zeichenbrett ein Gewinde, so daß es wie ein photographischer Apparat auf ein Stativ aufgeschraubt werden kann. Oben im Rahmen ist eine horizontale Achse angebracht, die — nahe dem einen Ende — einen Ring trägt, in dem, zwischen Spitzen leicht beweglich, ein *Fernrohr* lagert. Da sowohl die Achse, als auch das *Fernrohr* innerhalb des Ringes beweglich ist, so vermag man dasselbe um 45° nach allen Richtungen hin zu drehen; nach oben und unten, rechts und links. Alle Bewegungen nun, die das *Fernrohr* macht, übertragen sich durch ein sehr subtiles Hebelwerk auf einen langen Arm, an dessen unterem Ende in einer Hülse eine verschiebbare *Feder* sitzt, deren Spitze in allen